

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr, den Festvortrag zum 100jährigen Jubiläum des Instituts für Sportwissenschaft der Uni Münster halten zu dürfen. Das Institut für Sportwissenschaft in Münster ist zweifelsohne einer der Leuchttürme der Sportwissenschaft in Deutschland. Ich werde jetzt nicht auf die Geschichte des Instituts eingehen, da gibt die Festschrift des Instituts viel besser Auskunft. Aber eins möchte ich betonen: Seit Jahrzehnten leistet das Institut herausragende Beiträge zur Entwicklung der Sportwissenschaft. Die Liste verdienstvoller Forscherinnen und Forscher, die hier gelehrt haben, ist lang: Willi Essing, Hans Langenfeld, Klaus Völker, Winfried Joch, Dieter Jütting, Roland Naul, Wolfgang Schöllhorn und Michael Krüger, alle haben die wissenschaftliche Diskussion in ihren jeweiligen Teildisziplinen stark geprägt. Das Institut hat kontinuierlich gute Nachwuchsförderung betrieben und eine ganze Reihe ihrer ehemaligen Doktoranden und Habilitanden besetzen heute Professuren in ganz Deutschland. Und das Institut zieht bis heute Personen an, die wirklich alle in ihren Bereichen auf ihren jeweiligen Karrierestufen zur Spitze gehören. Ich hoffe, Sie haben Verständnis, wenn ich nicht alle namentlich nenne. Bernd Strauß muss ich in Zusammenhang mit meinem Vortragsthema extra erwähnen. Als dvs-Präsident hat er über drei Amtsperioden sowohl die Internationalisierung der Sportwissenschaft als auch deren Orientierung an den methodologischen Standards der Mutterwissenschaften entscheidend vorangebracht. Und er hat sich höchst engagiert auf allen Ebenen für eine „**reflexive Integration**“ der vielfältigen sportwissenschaftlichen Subdisziplinen eingesetzt.

Diese Perspektive war und ist in zweifacher Hinsicht extrem fruchtbar für die Weiterentwicklung der Sportwissenschaft: einerseits befördert sie den Anschluss der Teildisziplinen an ihre jeweiligen Mutterwissenschaften. Andererseits impliziert sie, anstatt einem bloßen Nebeneinander, ein **produktives Miteinander** von sportwissenschaftlichen Perspektiven, stets mit dem Anspruch, den Sport in seiner ganzen gesellschaftlichen Tiefe zu denken und zu gestalten. Diese Perspektive ist heute nicht nur charakteristisch für das Institut in Münster, sondern sie ist für die gesamte deutsche Sportwissenschaft zukunftsleitend.

Für diejenigen, die nicht aus der Sportwissenschaft kommen, muss vielleicht noch einmal gesagt werden: Die deutsche Sportwissenschaft hat ein extrem breites Forschungsspektrum, das von philosophischen Analysen zur Wertstruktur des Sports der modernen Gesellschaft bis zur molekularen Medizin reicht. Im Grunde ist die Sportwissenschaft heute eine Umbrella-Konstruktion, die unterschiedlichste Subdisziplinen unter einem Dach vereint – man könnte sie als „**institutionalisierte Einheit der Vielfalt**“ bezeichnen.

Für meinen Vortrag formuliere ich jetzt einfach mal die These, dass die Blütezeit der Sportwissenschaft noch bevorsteht. Ihre Vielfalt und ihr Gegenstandsbereich machen sie zu einer geradezu idealen „integrativen Zukunftswissenschaft“. Ich werde in meinem Vortrag

darauf eingehen, dass Sport und Bewegung als gesellschaftliche Problemlöser künftig in vielfältigsten Zusammenhängen immer bedeutsamer werden, und dass damit auch die Relevanz einer multiperspektivischen Sportwissenschaft wächst (1). Allerdings gelingt es der Sportwissenschaft, in Politik und Öffentlichkeit nur bedingt, ihre Notwendigkeit zu legitimieren (2). Die Sportwissenschaft wird daher in Zukunft noch stärker darauf achten müssen zu zeigen, warum sie gebraucht wird (3). Aber sie wird auch eine stärkere Unterstützung durch die Wissenschaftspolitik benötigen, da sie aufgrund ihrer aktuellen Ausstattung ihre Potentiale nicht annähernd ausschöpfen kann (4).

Zum ersten Punkt meines Vortrags: Die Vielfalt der Sportwissenschaft bildet nicht zuletzt die vielfältige Relevanz ihres Gegenstandsbereichs ab. Unsere Gesellschaft braucht Sport- und Bewegungsförderung dringender denn je. Sport und Bewegung können Beiträge zur Bewältigung fast aller fundamentalen gesellschaftlichen Herausforderungen leisten, vor denen wir stehen: Gesunderhaltung einer alternden Bevölkerung, Integration von zugewanderten Menschen in soziale Netzwerke der Aufnahmegesellschaft, Bewältigung von Digitalisierungsfolgen, ja, sogar die Bewältigung von manchen Folgen des Klimawandels.

Am offensichtlichsten ist die Bedeutung von Sport und Bewegung im Hinblick auf den Bewegungsmangel: Neueste Daten der Weltgesundheitsorganisation zeigen: Bewegungsmangel gehört inzwischen zu den vier führenden Risikofaktoren für weltweite Mortalität – mit über 5 Millionen Todesfällen jährlich. Aktuell erreichen etwa 80 % der Jugendlichen das von der WHO empfohlene Mindestmaß an körperlicher Aktivität nicht. Und die Zahlen steigen weiter, nicht zuletzt aufgrund der zunehmenden Digitalisierung unserer Lebenswelten. Bei Jugendlichen geht man davon aus, dass bis zu 70% der täglichen Kommunikation über mobile Medien läuft. Bei Kindern ersetzt das Videospiel weitgehend das freie körperliche Spiel. Bei Erwachsenen reduzieren Homeoffice und Heimunterhaltung den Weg zur Arbeit und das Treffen mit anderen in Präsenz. Die gesundheitlichen Folgen dieser Entwicklung werden katastrophal sein, wenn nicht was dagegen unternommen wird. Und hier ist körperliche Aktivität das Mittel der Wahl. Körperliche Aktivität ist zweifellos das wirksamste präventive "Medikament", die wir kennen – mit messbaren positiven Effekten auf fast alle Systeme des Körpers.

Regelmäßige Bewegung reduziert nicht nur das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Typ-2-Diabetes oder Krebsarten wie Brust- und Darmkrebs. Körperliche Aktivität wirkt auch direkt auf das Gehirn: Neurowissenschaftliche Studien zeigen, dass körperliche Aktivität neuroplastische Prozesse fördert, die kognitive Leistungsfähigkeit verbessert und das Risiko für Alzheimer und andere Demenzformen deutlich senkt. Nicht zuletzt zeigen aktuelle Metaanalysen, dass körperliche Aktivität bei leichten bis moderaten Depressionen ähnlich wirksam oder sogar wirksamer sein kann als Psychotherapie oder medikamentöse

Behandlung – mit dem zusätzlichen Effekt, das Selbstwertgefühl und die Selbstwirksamkeit zu stärken.

Der große Sportmediziner Wildor Hollmann, einer meiner Vorgänger als Rektor der Deutschen Sporthochschule, sagte einst: „Sportler leben nicht länger, aber sie sterben gesünder.“ Heute müssen wir sagen: Das war eine Untertreibung. Studien mit über 500.000 Teilnehmenden aus verschiedenen Ländern zeigen inzwischen klar: Körperlich aktive Menschen leben im Schnitt etwas länger als nicht körperlich aktive Menschen – und sie sterben gesünder. Und was besonders wichtig ist: sie verbringen durchschnittlich deutlich weniger Jahre in Pflegebedürftigkeit. Die gewonnenen Lebensjahre sind also nicht nur mehr, sondern vor allem bessere.

Auch in sozialer Hinsicht wird die Rolle des Sports immer relevanter. Wir leben in einer Zeit zunehmender Individualisierung, zunehmender Entheimatung aufgrund von Studien- und Arbeitsortwechsel, Fluchterfahrungen oder zunehmender digitaler Vereinsamung mit gravierenden Folgen. Soziale Isolation ist mittlerweile zu einem der großen Gesundheitsrisiken geworden – ein handfester Risikofaktor nicht nur für psychische Erkrankungen, sondern allgemein für Morbidität und Mortalität, vergleichbar mit täglichem Rauchen. Und das betrifft nicht nur ältere Menschen, sondern zunehmend auch junge Erwachsene.

Sport und Bewegung können hier soziale Schutzmechanismen aktivieren und als soziale Resilienzverstärkung dienen, Brücken über kulturelle Unterschiede schlagen und Vielfalt in kollektive Stärke verwandeln.

Die *Sportwissenschaft* hat aufgrund ihrer Vielfalt die Power, Wirkmechanismen aus unterschiedlichen Perspektiven zu analysieren, multiperspektivische Programme zu konzipieren und Programmeffekte zu evaluieren und damit zu sichern, dass Sport und Bewegung auch die Effekte haben, die erwünscht sind.

Angesichts der gesellschaftlichen Relevanz von Sport und Bewegung, wäre eigentlich anzunehmen, dass Forschungsförderungsmittel sozusagen in Kübeln auf die Sportwissenschaft ausgeschüttet würden. Doch Forschungsförderung funktioniert anders. Dass ein Gegenstandsbereich hohe gesellschaftliche Relevanz hat, bedeutet nicht gleichzeitig, dass dies auch für die Wissenschaft gilt, die sich mit diesem Gegenstandsbereich auseinandersetzt. Vielmehr haben sich in der Wissenschaft Evaluationsstrukturen hinsichtlich der Legitimation von Mittelzuweisung etabliert, die einer ganz eigenen Logik folgen. Und die hat nicht unbedingt mit alltagspraktischer Relevanz zu tun. Denn während die Vielfalt der Sportwissenschaft hinsichtlich ihrer Problemlösekompetenz ein Vorteil ist, kann sich diese Vielfalt hinsichtlich der Ressourcenzuweisung als Nachteil auswirken

Damit bin ich beim zweiten Punkt meines Vortrags. Von Universitäten wird durchaus erwartet, dass sie zur Legitimation der ihr zugewiesenen öffentlichen Mittel die „Nützlichkeit und Qualität“ ihrer wissenschaftlichen Leistungen nachweisen. Der Nachweis von

gesellschaftlicher, wirtschaftlicher oder praktischer Nützlichkeit von Wissenschaft ist aber nicht so einfach. Einerseits dauern Forschungsprojekte in der Regel lang und entfalten erst zeitverzögert ihre Wirkung. Andererseits weiß man zu Beginn eines Forschungsprojekts auch noch nicht, was am Ende dabei herauskommt.

Deshalb haben sich in den letzten Jahrzehnten wissenschaftsinterne Maßstäbe wie Publikationsindizes, Zitationsraten und Hochschulrankings als funktionale Äquivalente für die Messung von Nützlichkeit und Qualität etabliert. Diese systemeigenen Bewertungskriterien – also z.B. die Anzahl an Publikationen oder Zitationen – ersetzen die eigentliche inhaltliche Diskussion über wissenschaftliche Qualität. Die Logik dahinter ist einfach: Was gezählt werden kann, gilt als objektiv. Die „Zählerei“ in Publikationsindizes und Rankings schafft damit eine eigene Realität: Wenn „Universität X“ vor „Universität Y“ platziert wird, gilt sie automatisch als besser – unabhängig davon, ob dies inhaltlich zutrifft.

Doch spiegeln Rankings tatsächlich Nützlichkeit von Forschung wider? Und fördern sie auch Qualität? Die Evidenz ist ernüchternd.

Die Messung angeblicher Nützlichkeit und Qualität anhand systemeigener quantifizierbarer Indikatoren führt dazu, dass andere, nicht so einfach messbare Leistungen vernachlässigt werden. In der Wissenschaft kann dies sogar zu einem realen Nützlichkeits- und Qualitätsverlust führen. Der Soziologe Hartmut Rosa wie schon vor Jahren darauf hin, dass die Quantifizierung von Forschungsleistungen Beschleunigungseffekte hat und gründliche, langfristig ausgerichtete Forschung verdrängt. Zudem wird häufig „mehr“ mit „besser“ verwechselt: Mehr Publikationen in laut Indizes „höherwertigen“ Journalen, mehr Drittmittel – und schon scheint die Leistung gestiegen zu sein.

Das Messen hat gleichzeitig Konsequenzen für hochschulpolitische und interne Entscheidungen, etwa bei der Verteilung von Stellen, Mitteln und Forschungsaufträgen, was wiederum Folgesfolgen erzeugt: Die dauerhafte Absicherung neuer Stellen und die Finanzierung von Infrastruktur in sogenannten „exzellenten“ Bereichen gehen häufig zulasten anderer Fächer. So werden in Wettbewerben unweigerlich Verdrängungseffekte erzeugt – insbesondere bei „Fächern“, die aktuell als weniger relevant gelten. International geraten hier im Moment insbesondere die Sozial- und Geisteswissenschaften unter Druck, deren Beiträge sich schwerer quantifizieren lassen. Ein Beispiel liefert das britische *Research Excellence Framework (REF)*, das tendenziell dazu führt, dass Sozialwissenschaften immer mehr zurückgedrängt werden.

Für die Sportwissenschaft, als eine Disziplin der methodologischen Vielfalt, ist diese Entwicklung ambivalent. Einerseits profitiert sie von systemischen und politischen Nützlichkeitsersparungen – etwa in anwendungsorientierten Bereichen der Leistungsdiagnostik, der Sportmedizin oder der Biomechanik, die über große internationale Forschungscommunities verfügen. Andererseits besteht die Gefahr, dass hochrelevante

Bereiche, die sich von einer „Ökonometrisierung“ nicht profitieren, systematisch vernachlässigt werden: Dazu zählen Sportphilosophie, Bewegungserziehung oder generell qualitative Forschung, z.B. zum Selbstverständnis von Sportlehrkräften in Brennpunktschulen. Damit stellt sich die grundlegende Frage, ob die Ausrichtung der Wissenschaft an Rankings und Wettbewerben nicht langfristig zu einer Verarmung der Forschungslandschaft führt – und ob wir bereit sind, diesen Preis für scheinbare Objektivität zu zahlen.

Für Wissenschaftsdisziplinen wie die Sportwissenschaft, die eine Vielzahl unterschiedlicher *epistemic cultures*, wie es Karin Knorr-Cetina in anderem Zusammenhang ausgedrückt hat, beherbergen, stellt sich aber ein weiteres Problem: nämlich dass methodologische Vielfalt nicht selten mit Beliebigkeit verwechselt wird. Eine große Vielfalt von Erkenntniskulturen, die über jeweils eigene Methoden, Evidenzkriterien und Legitimationsformen verfügen, ist an sich was Gutes. Sie erzeugt im Idealfall ein dynamisches Ökosystem, in dem unterschiedliche Erkenntniskulturen kooperieren, um gegenseitige blinde Flecken zu erhellen und dogmatische Verengungen zu verhindern. Gleichzeitig führt Vielfalt aber auch zu einer Konkurrenz um Aufmerksamkeit, Ressourcen und Deutungshoheit. Und was in einem Feld als strenger Beleg gilt, wird in einem anderen womöglich als methodisch schwach kritisiert. Solche divergierenden Standards führen nicht nur dazu, dass Ergebnisse schwer vergleichbar und schwer reproduzierbar werden. Vielmehr verschärfen sie Akzeptanzprobleme in dem Maße, in dem Vielfalt als Zeichen von Unsicherheit oder gar Unzuverlässigkeit interpretiert wird. Für viele Menschen ist dies verwirrend, und sie haben den Eindruck, Wissenschaftler würden nicht sagen, wie es ist, sondern um das Problem herumreden.“

Dieses Problem wird dadurch verstärkt, dass im Hinblick auf Wissensproduktion und Wissensdissemination viele Konkurrenzformate entstanden sind, die von wissenschaftssystemischer Qualitätssicherung weitgehend abgekoppelt sind. Mehr noch, wir sehen heute, dass sich die öffentlich zugängliche Informationsgesellschaft zunehmend in eine Welt verwandelt, in der wissenschaftlich fundierte Argumente durch einfache populärwissenschaftliche Behauptungen verdrängt und in der wissenschaftliche Erkenntnisse ignoriert, verdreht oder sogar aktiv bekämpft werden. In der digitalen Ära sind Informationen leichter zugänglich als je zuvor. Und es gibt keine systemimmanente Qualitätskontrolle, welche die Überlegenheit wissenschaftlicher Evidenz gegenüber den Ratschlägen der vielen Scharlatane, die sich im Internet tummeln, sichern würde. Entsprechend können Laien oft nicht mehr unterscheiden, welche Quellen vertrauenswürdig sind und welche Informationen seriös. Diese Unsicherheit macht wiederum empfänglich für populärwissenschaftliche Erklärungen – denn diese erscheinen einfach, einprägsam und absolut. Und mal ehrlich: Was erscheint alltagstauglicher, wenn man fragt, was man essen soll, wenn man Muskeln aufbauen will: Ist es die Aussage eines Sportwissenschaftlers: Ich zitiere: „Eine adäquate Proteinzufuhr ist entscheidend für die Muskelproteinsynthese (MPS), da essenzielle Aminosäuren –

insbesondere Leucin – den mTOR-Signalweg aktivieren, der die Translation von Muskelproteinen initiiert. Studien zeigen, dass eine gleichmäßige Verteilung von ca. 0,25–0,40 g Protein pro Kilogramm Körpergewicht pro Mahlzeit, verteilt auf 3–5 Mahlzeiten am Tag, die MPS am effektivsten stimuliert.“ Oder die eines Fitness-Influencers: „ohne drei Gramm Eiweiß pro Kilo Körpergewicht baust du keine Muskeln auf. Ich hab hier ein Proteinpulver, das gibt dir alles“.

Damit komme ich zum dritten Teil meines Vortrags: Wie kann die Sportwissenschaft der Zukunft besser zeigen, dass sie notwendig ist?

Eine Grundvoraussetzung ist, dass sie ihre Gesellschaftsrelevanz noch sichtbarer macht. Sie muss zeigen, dass sie praxistaugliches Wissen liefert, wie mithilfe von Sport und Bewegung die großen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit bewältigt werden können. Als eine gesellschaftlich relevante Disziplin der Vielfalt muss sie in Zukunft aber auch noch stärker darauf achten, ihre unterschiedlichen epistemischen Kulturen zu integrieren. Sie muss klar nach außen vermitteln, dass wissenschaftlicher Fortschritt gerade im Ringen konkurrierender Ansätze besteht – und dass die Stärke der Wissenschaft nicht in einstimmigen „Wahrheiten“ liegt, sondern in der Fähigkeit, Dissens systematisch auszutragen und in robustes Wissen zu überführen.

Im Grunde muss sich die Sportwissenschaft als disziplinäres Chamäleon verstehen. Chamäleons zeichnen sich übrigens nicht nur dadurch aus, dass sie ihre Farbe wechseln können, sondern sie können auch ihre Augen unabhängig voneinander bewegen, also gleichzeitig verschiedene Perspektiven einnehmen. Auf unsere Disziplin übertragen heißt das: Die Sportwissenschaft der Zukunft ist in Teilen eine Hightech-Disziplin, datengetrieben und visionär. Sie wird maßgeschneiderte Trainingsprogramme liefern können, die Faktoren wie Genetik, Physiologie, Trainingszustand, Milieuzugehörigkeit und deren Wechselwirkungen berücksichtigen. Smart-Wear-Technologie erlaubt es, Belastung, Haltung, Muskelspannung in Alltagswelten mit höchster Präzision zu erfassen und Training dynamisch anzupassen. Mithilfe von Machine-Learning-Verfahren werden personalisierte Trainingspläne entwickelt, Frühindikatoren für Verletzungen eruiert und Wettkampfdaten ausgewertet. Digitale Zwillinge simulieren Körper in Echtzeit – in der Sportdiagnostik wie in der Prävention und Rehabilitation. Und virtuelle Realitäten und Augmented Coaching eröffnen neue Lernwelten, vom Schulsport bis zum Leistungssport.

Die Sportwissenschaft der Zukunft ist aber auch Public Health bei der Entwicklung konkreter Konzepte zur Bewegungsförderung. Sie wird weiterhin Bildungsforschung bleiben. Sie ist Stadtplanung und Architektur bei der Gestaltung bewegungsfreundlicher Räume. Sie ist Informatik bei der Entwicklung digitaler Tools. Sie ist Klima- und Nachhaltigkeitsforschung, wenn sie sich mit energiesparenden Sportstätten und klimaverträglichen Bewegungsangeboten im urbanen Raum beschäftigt. Sie ist Partizipationsforschung, wenn es

um die Entwicklung alltagsnaher Bewegungsangebote in Wohnanlagen, auf öffentlichen Plätzen oder in Supermärkten geht. Und sie ist soziale Ungleichheitsforschung, z.B. bei der Erforschung von Barrieren des Zugangs zu Sport und Bewegung.

Die Sportwissenschaft muss Perspektivenvielfalt leben und sich auf die Stärke dieser Vielfalt besinnen. Nehmen wir z.B. die Tatsache, dass vulnerable Gruppen – Menschen mit niedrigem Einkommen, Menschen mit Fluchthintergrund oder mit körperlichen Einschränkungen – bei Sport- und Bewegungsangeboten strukturell benachteiligt sind. Möchte man die Gesundheit dieser Gruppen durch Bewegung fördern, dann nützen Ratschläge wie 150 Minuten moderate Bewegung pro Woche oder 7.000-10.000 Schritte täglich nicht viel. Wir brauchen vielmehr Konzepte, welche die Menschen in ihren Lebenswelten abholen und bei der Angebotsgestaltung auch Bewegungsmotivation, Bewegungserfahrung, kulturelle Herkunft, persönliche Vorlieben und Lifestyle berücksichtigen. Bewegung ist dabei als unverzichtbares Querschnittsthema der Gesundheits-, Bildungs-, Sozialpolitik und Stadtentwicklung zu denken.

Eine zentrale Rolle wird für die Sportwissenschaft auch in Zukunft die Ausbildung von Sportlehrkräften für die Schule spielen. Wir wissen aus der Forschung, wie entscheidend körperliche Aktivität für eine gesunde Entwicklung unserer Kinder ist. Und da stehen wir in Deutschland nicht gerade gut da. Im jüngsten UNICEF Innocenti Report Card 19 (veröffentlicht im Mai 2025) wird festgestellt, dass die motorischen Fähigkeiten deutscher Kinder im internationalen Vergleich deutlich unterdurchschnittlich sind. Der Bericht zeigt, dass viele Kinder in Deutschland Schwierigkeiten mit grundlegenden motorischen Fertigkeiten haben. Wir reden hier nicht mehr nur davon, dass viele Kinder nicht mehr rückwärtslaufen können. Erfahrungsberichte zeigen: Mittlerweile sind manche Kinder im Vorschulalter nicht einmal mehr in der Lage, eine Treppe hinaufzusteigen. Und das ist nicht nur ein Problem armer Haushalte, sondern auch der sogenannten Mittelschicht.

Diese Befunde unterstreichen, wie wichtig der Schulsport ist. In der Schule erreichen wir alle Heranwachsenden – und doch schöpfen wir das Potenzial des Schulsports bei Weitem noch nicht aus. Dies liegt nicht an einem Mangel an engagierten Lehrerinnen und Lehrern, sondern an einem System, das viel zu wenig Flexibilität zulässt, um Bewegung als festen Bestandteil kindlicher Entwicklungsförderung zu etablieren. Der Sportunterricht ist in der Regel auf nur zwei Stunden pro Woche begrenzt. Curricula sind starr, Prüfungsvoraussetzungen unflexibel, und neue Lerntechnologien finden kaum Eingang in den Schulalltag. Es fehlt an Bewegungsräumen in den Schulgebäuden selbst, an einer bewegungsfreundlichen Pausenhofgestaltung, an Ansätzen für Bewegungsförderung auch im Kontext der nicht sportbezogenen Fächern – und an einem System, das die Individualität der Kinder wirklich berücksichtigt.

Die Sport- und Bewegungsförderung der Zukunft in der Schule muss daher weit mehr sein als die Vermittlung sportmotorischer Fähigkeiten und Fertigkeiten. Sportwissenschaftliche Lehrkräfte der Zukunft sind so auszubilden, dass sie in der Lage sind, die Schule systematisch zu einem Ort der Bewegungs-, Leistungs- und Gesundheitsförderung zu machen – sozusagen als „Managerinnen und Manager für gesunde und leistungsfördernde Schulentwicklung“. Sie können also nicht nur Sportunterricht geben, sondern auch bewegte Lernumgebungen gestalten, bewegte Pausen konzipieren oder den „Ganzttag“ systematisch zu einem Ort der Gesundheits- und Talentförderung ausbauen.

Ich komme zum letzten Punkt meines Vortrags:

Um all ihre Potenziale als eine vielgestaltige Disziplin auszuschöpfen, braucht die Sportwissenschaft ausreichend Ressourcen. Allerdings scheint die Wissenschaft derzeit generell nicht das Lieblingskind der Politik zu sein. Für die deutsche Sportwissenschaft gilt dies aber noch viel mehr. Sportwissenschaftliche Einrichtungen sind massiv unterausgestattet. Die infrastrukturelle Ausstattung der Sportwissenschaft, die an meiner eigenen Universität, der Deutschen Sporthochschule, noch recht gut ist, ist an vielen Instituten nicht zeitgemäß. Moderne Technologien wie Akzelerometer, Kraftmessplatten oder VR-Tools, die heute für Forschung und Lehre unverzichtbar sind, fehlen vielerorts. Labore sind überaltert, Sportstätten unzureichend ausgestattet, Lehrtechnologien oft nicht auf dem aktuellen Stand.

In Bezug auf die Betreuungsverhältnisse sieht die Sache nicht besser aus. Ich gebe Ihnen mal ein paar Vergleichszahlen: bei internationalen Top-Universitäten ist das zahlenmäßige Betreuungsverhältnis von Professuren zu Studierenden ca. 1 zu 15. In Deutschland kommen an Universitäten über alle Fächer hinweg auf eine Professur im Schnitt rund 79 Studierende. An sportwissenschaftlichen Einrichtungen ist das Verhältnis deutlich schlechter. An manchen Einrichtungen, wie z.B. an meiner eigenen Universität, der Deutschen Sporthochschule Köln, stehen einer Professur rund 190 Studierende gegenüber.

Mit Blick auf die Sicherung einer qualitativ hochwertigen Lehre ist diese Situation höchst bedenklich. Denn wie sollen die vielfältigen Perspektiven der Sportwissenschaft angemessen vermittelt werden, wenn es an kleinen Instituten z.B. nur 2 – 3 Professuren gibt, die dann von der Sportmedizin bis zur Sportpädagogik alles unterrichten sollen? Und will man eine Spitzenposition in der Forschung im internationalen Vergleich halten, ist eine solch geringe Anzahl an sportwissenschaftlichen Professuren desaströs. Dazu kommt, dass es für viele promovierte Talente kaum Chancen auf eine langfristige Anstellung gibt. Die wenigen Dauerstellen im Mittelbau sind mit so massiven Lehrverpflichtungen belastet, dass Spitzenforschung nur aufgrund einer hohen Opferbereitschaft möglich ist. Das Resultat? Nachwuchsforscher*innen kehren der Disziplin oft den Rücken, das Potenzial für Innovation geht verloren und Deutschland verspielt eine ganze Generation sportwissenschaftlicher Talente.

Die Frage ist: Können wir es uns wirklich leisten, diese Zukunftsträger*innen zu verlieren?

Meines Erachtens wäre es gerade heute, angesichts der überragenden gesellschaftlichen Relevanz von Sport und Bewegung, dringend notwendig, die Situation der Sportwissenschaft zu verbessern. Doch anstatt dem Tatsache Rechnung zu tragen, stehen sportwissenschaftliche Einrichtungen ständig vor der Drohkulisse, dass ihre ohnehin schon sehr bescheidenen Ressourcen in den nächsten Jahren noch weiter, teilweise extrem, beschnitten werden. An nicht wenigen Orten würden Sparpläne, wie sie im Moment in verschiedenen Bundesländern diskutiert und zum Teil auch schon umgesetzt werden, zur Existenzbedrohung für die Sportwissenschaft.

Ich komme zum Schluss.

Sport und Bewegung werden gesellschaftlich immer relevanter. Das heißt aber nicht, dass diese Bedeutungszunahme sich positiv auf die Sportwissenschaft auswirkt. Die Sportwissenschaft muss ihre Relevanz daher noch besser sichtbar machen. Viele Drittmittel und Publikationen in hochgerankten Journalen alleine werden dafür nicht ausreichen. Die Sportwissenschaft muss sich auch stärker ins öffentliche Bewusstsein rücken. Dies fängt beim Transfer wissenschaftlicher Erkenntnis in die Praxis an und reicht bis zur Beteiligung von Forscher:innen an Talkshows. Ich bin sicher, dass dies gelingen kann.

Die Sportwissenschaft ist eine hochrelevante Disziplin, eine ideale Zukunftswissenschaft, wie ich eingangs gesagt habe, die aber ihre Kraft erst im Austausch entfaltet und aus ihrer Vielfalt ihre Stärke schöpfen muss.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!